

Am sechzehnten Mai

von Friedrich Rückert

Am sechzehnten Mai ist Glorie volle der Maien,
Am siebzehnten bereits neigt er dem Ende sich zu.
Am sechzehnten hat er noch einige Stufen zu steigen,
Bis zum Gipfel hinan, Stufen mit Rosen bestreut.
Vor und nachher im Mai sind andere Dichter geboren,
Am sechzehnten allein glaub' ich geboren zu seyn.
Rühmt' ich eines, so rühm' ich ein anderes: nicht nur geboren
Bin ich in Mitte des Mai's, auch in der Mitte des Maina.
Vom Jean Paulschen Bayreuth bis hinan zum Goetheschen Frankfurt
Ist er in Mitte des Laufs, wo mich geboren der Main.
Mainfurt sollte deswegen genannt sein meine Geburtsstadt;
Weinfurt ist sie genannt ohne den Zücker davor.

*Aus Rückert-Nachlese von Leopold Stieglitz, II S. 522.
An den Gymnasialprofessor A. Bayer in Schweinfurt.*

Der Poet

Eine Rückert-Novelle von Theodor Vogel-Schweinfurt

Ein Tag war es, so warm und sonndurchleuchtet, wie sie sonst auch im Maien selten sind. Die Flur im frischen Schmelz des Lenzes, die geliebten Sängler des Waldes und selbst die Menschen, alles schien erhellt und erfreut von dem ewig jungen Frühlingslächeln der Natur. Wie sollte da ein Poet — und ein solcher von Gottes Gnaden war Friedrich Rückert — nicht auch ein hoffnungsvolles Antlitz durch die Welt und durch das schöne Frankenland tragen!

Es war Ferienzeit und war eine rechtlich verdiente Ferienzeit, wie der hochaufgeschossene Student getrost behaupten durfte. Das bleiche, verarbeitete Stübengesicht war dessen lebendiger Zeuge. Aber doppelt wohl tat es darum, mit einem guten Gewissen, mit einem heiteren Gemüt und mit der unbestimmten Erwartung, daß hinter den Bergen und Wäldern Abenteuer und köstliche Erlebnisse ohne Zahl harrten, hinein in die Freiheit zu schreiten.

Er war nun schon etliche Tage unterwegs, auf altbekannten Wegen und heimlichen Pfaden der Heimat, und ward doch der Landschaft und der Frühlingsluft nicht müde.

Man wird auch des täglichen Brotes nicht satt! pflegte Friedrichs gestrenger Vater, der Herr Amtmann Rückert, zu bemerken bei solchen Dingen.

Und nun, am ersten Sonntag seiner einsamen Reise, nachdem er bereits den ganzen Hahbergkamm entlang gewandert war auf dem uralten Rennsteig und just die Nacht vorher auf der Bettenburg, der gastlichen, eingelehrt gewesen, nun war erst recht sein junges Dichterberg der Heimat und der Welt aufgetan und bereit für ihre Schönheit, ihre Wunder und Geheimnisse.

„Ei, du liebes Frankenländle, wie bist du so wunderschön!“ rief er da auf einmal aus, als er, zwischen den Bäumen heraustretend, in das Raintal hinunterschauen konnte. „So wunderschön . . .“, wiederholte er verträumt und staunend in sich hinein und blieb stehen.

Es war auch fürwahr ein köstlicher Blick, der sich dort oben von Bergeshöhe dem Wanderer aufthat: Das Raintal zu Füßen als eine fruchtbare und reiche Flur, drüben der dunkle Steigerwald mit seinen langgestreckten Höhenzügen und fluhauf und fluhab die vielen Dörfer und Städtchen mit den Giebeln und Türmen, die sich im Raine spiegelten, als erlebten sie ein zweifach Leben. „So wunderschön . . .“

Da klang mitten hinein in diese stille Bewunderung und in seine Verjüngung fröhliches Lachen und Schwätzen, klang näher und näher und ward endlich auf dem Weg, der vom Tal heraufführte auf den Berg, offenbar in ein paar fröhlichen und hübschen Mädchen. Die schwiegen zwar, als sie des Mannes ansichtig wurden, überrascht und eine wenig betreten still, aber gewannen, wie sie in das helle und junge Gesicht Friedrichs sehen konnten, ihre natürliche Fröhlichkeit und ihre Unbefangenhelt bald zurück.

„Grüß Gott, ihr lustigen Jungfern!“ rief ihnen Friedrich entgegen.

„Grüß Gott — Grüß Gott!“ gaben sie seinen Gruß zurück.

Und wie es sich nun in solchen Fällen immer macht, kamen sie in ein Gespräch über das schöne Wetter, über den prächtigen Ausblick und über allerlei andere Dinge.

„Ihr seid ein Fremder wohl . . .“, meinte am Ende die eine von den Jungfern, die ein hellblaues Kleid trug — und die mit ihren blauen Augen und ihren dunkelblonden Haaren dem jungen Poeten als die schönste von den dreien erschien.

„Ei, nein, was denkt Ihr! Ich bin gar wohl bewandert hierzulande . . .“

Also stellte sich auf diese Weise heraus, daß Friedrich der Sohn des Amtmannes Rüdert sei, der dem Vater der Jungfer Margarete, dem ehrsamem Dr. Jurisprudencie und Bürgermeister des Städtchens bruntien zugleich, wohl bekannt und befreundet war. Und da Friedrich nun auf eine gar schelmische und herzliche Weise nahegelegt wurde, dem alten Herrn seine Aufwartung zu machen, gab er seinem Herzen einen kleinen Stoß und äußerte bloß noch einen Zweifel:

„Wird mein Besuch am Sonntagmorgen, so unvermittelt und unangemeldet, Eurer Frau Mutter nicht einige Schwierigkeiten bereiten?“

Aber auf das allereifrigste versicherte ihm die Jungfer, daß er zu Hause sehr willkommen sein würde und daß man seinem wegen gewißlich keine Ungelegenheiten und Unbequemlichkeiten hätte.

In der That begrüßte ihn der Herr Bürgermeister mit großer Herzlichkeit und gab seiner Freude lebhaften Ausdruck, daß er den Sohn seines alten Freundes und Studiengenossen kennen lernte. Ließ sich auch hernach bei einem vortrefflichen Schoppen Weinleiten besten Jahrganges des langen und breiten berichten, wie es dem Rentammann Rüdert erginge und seiner gesamten Familie, wie's broden im Thüringischen aussehe mit der Flur, dem Wetter, der Postil und den neuesten Zeitungen, die man vernommen. Also daß Friedrich dann zur Mittagzeit, als das Mahl von der Hausfrau und der Tochter gerichtet war und die Bürgermeistersfamilie mit ihrem jungen Gast sich niedersetzte zum Essen, bereits ein vertrauter Hausfreund gewesen war.

Ei, es ließ sich auch gar wohl sein unter diesen schlichten und gemüthlichen Menschen, wie Friedrich in seinem Innern mit Befriedigung feststellte. Und sonderlich war es ein angenehmes und liebliches Ding, der Jungfer Margarete in die fröhlich blühenden Augen zu schauen und den Schalk darin lachen zu sehen.

„Ihr müßt ein paar Tage unser Gast sein . . .“, sagte in diese Stimmung hinein die Frau Bürgermeisterin und fand auch sogleich tausenderlei gewichtige Wegengründe auf Friedrichs Einwendungen, daß er doch ihre Gastsfreundschaft so ohne weiteres nicht beanspruchen dürfe, daß er noch weiter wolle, um seiner Vaterstadt Schweinsfurt einen Besuch abzustatten, daß er sich dieses und jenes noch fest vorgenommen habe und dergleichen mehr.

„Die Welt läßt Euch doch nicht davon . . .“, ließ sich dazu auch der alte Herr vernehmen, und überdies taten die Blauaugen des Bürgermeistersöchterleins ein übriges, um Friedrich schwach und schwankend zu machen, indem sie gar vernehmlich und dringlich sprachen: „Ei ja, bleibt doch . . .“

Wie sollte man nun einem solchen Ansturm widerstehen können! Das würden die tapfersten Männer nicht fertig gebracht haben, meinte der junge Philosoph bei sich entschuldigend und aufatmend zugleich. Also bleiben wir eine kleine Weile.

Aber aus einer ihm selbst noch ganz unklaren und unbewußten Regung heraus machte er sich noch keine feste Zustimmung, sondern behielt sich seinen endgültigen Entschluß bis zum Nachmittag, wo man vielleicht einen kleinen Spaziergang durch die Stadtanlagen machen würde, vor. Dafür gab er sich jetzt umso unbesangener der feierlichen Gemüthlichkeit und Behaglichkeit am Mittagstisch hin, der sich in Franken und zumal am Sonntag immer ungebührlich in die Länge zu ziehen pflegt.

Als man endlich von der Tafel aufstand, wurde die Jungfer Margarete beauftragt, dem Gast den bürgermeisterlichen Garten zu zeigen, der sich hinter dem Hause befand, und ihn gebühlich zu unterhalten. Die alten Herrschaften aber wollten ein wenig der verdienten und gewohnten Ruhe pflegen . . .

Die Mittagssonne lag schwer und schwül über den verschlungenen Wegen. Es könnte beinahe ein Gewitter geben heute noch, meinte das Mädchen und hielt die Hand über die Augen, um die Wolken und den Himmel zu prüfen. Dann führte sie den jungen Rüdert zu einer steinernen Bank fast ganz am Ende des Gartens, wo man einen Ausblick hatte auf das Maintal, auf den Strom und auf die Straße, die an ihm entlang zog. Dort ließen sie sich nieder und hingen beide ihren Gedanken nach.

„Wie gefällt es Euch bei uns?“ brach endlich das Mädchen das Schweigen. Aber Friedrich gab ihr zuerst keine Antwort. Denn in seiner Poetenseele wuchs eben zur Stunde eine lichte und seltsame Erkenntnis: daß es wohl schön und lieblich ist, so zu leben in den kleinen Städten, die an der Straße und am Strom liegen. Und daß die Menschen hier ein friedliches und sattes Leben führen dürften ohne viel Sorgen und Bedankennöte. Auch daß das hübsche, frohe und stattliche Mädchen, das ihm zur Seite saß, wohl eine sorgsame und treue Hausfrau sein würde — unklar und doch bestimmt drängten sich die Bilder einer solchen Zukunft durch Friedrichs dichterische Phantasie. Und indem er einen Blick aus dem Garten hinaus tat auf den Main und die Landstraße und das fruchtbare Thal, das die Mittagssonne erfüllte, gab er seinen Gedanken Worte und der Jungfer zugleich Antwort:

„Wie auf einer Insel lebt ihr hier am Strom der Welt — die Wellen eilen vorbei an Euren Ufern, plätschern und lachen herein in Eure Stille und haben doch keine Sehnsucht, bei Euch zu sein. Sie wollen weiter ihrem Ziele zu, in das Meer hinaus, das große, das ferne, das unendliche ...“

„Aust so geht es mir, Jungfer Margarete. Ich glaube, ich muß heute abend doch noch weiter meines Weges wandern ...“

Da er dieses gesagt hatte, blickte er zu dem Mädchen hin und sah, wie ihm eine heimliche Träne ins Auge treten wollte. Da war ihm erst recht bewußt, daß er nicht bleiben durfte: Es taugt nicht für die Jugend, die das Leben gewinnen will und sich selber treu bleiben, daß sie sich vorzeiten zur Ruhe setzt. Denn die Satttheit ist des Lebendigen Feind. Darum ist es notwendig, sie zu fliehen. Auch wenn es einem schwer würde.

So überwand der Philosoph die Behmut, die in ihm aufsteigen wollte vor der Notwendigkeit des Abschieds. Und indem er zu dem Mädchen zart und ganz leise sagte: „Seid mir nicht böse, Jungfer ...“, erhob er sich von seinem Sitz und straffte seine Gestalt und ward wieder ein Jüngling und ein Dichter, dessen Krone das Mädchen staunend und ergriffen im gleichen Augenblick zu sehen vermochte.

Am Nachmittag nahm er Abschied von seinen Gastleuten und ließ sich nicht halten. Und schritt auf der Straße am Fluß entlang, sich hie und da umwendend zu der Gartenede, aus der ein hellblaues Kleid herüberleuchtete. Da mochte es ihm zwar wieder einen leisen Stich im Herzen geben, aber er ward dieser Regung leicht Herr.

„Ei, wenn man Dichter sein will, muß man solches wohl oder übel leiden“ — meinte er vor sich hin. „Es ist zwar seltsam genug, daß wir Poeten immer Ungewisses für Gewisses tauschen — aber vielleicht war sie noch nicht die Rechte ... Ich werde überhaupt wohl lange darnach suchen müssen, wie mir ahnt!“

Dann wandte er sich noch einmal um, winkte mit seinem weißen Tuch zum letztenmal und schritt hierauf seiner Straße fürbaf. Auch als das Gewitter kam, von dem die Jungfer mittags gesprochen, ging er kühn und aufrecht hinein und empfand den Sturm und den Regen und das Wetter als eine Läuterung.

Schweinfurt

Von Dr. Ferdinand Sobemann

Schweinfurt, der diesjährige Tagungsort des Frankenbundes, ist für jeden, der tiefer zu blicken versteht, mehr als ein beliebiges Industriestädtchen mit 40 000 Einwohnern. Es stellt ihm ein interessantes Abbild all der Veränderungen und Schicksale dar, welche das Volk der Mainfranken wie das deutsche Volk im Wechsel der Jahrhunderte erlebt hat und noch erlebt, sowohl in rein historischer, wie insbesondere in kulturhistorischer Hinsicht.

Das erste große Mainknie, das in einen spitzen Winkel verlaufende Richtungswechsel des für die Franken wichtigsten Stromes, hat von jeher einen Kristallisationspunkt für Siedlungen gebildet. Von einem sich bei näherer Nachforschung immer dichter und enger schließenden Netz von prähistorischen Siedlungspuren umgeben, welche auf eine zahlreiche Bevölkerung der Gegend durch Bronze- und Hallstattzeitleute, also zurück bis 1500 oder 2000